

In der Einleitung Ihres Buchs „Wir konnten auch anders“ schreiben Sie, viele Probleme versetzen uns momentan in einen Zustand kollektiver Ratlosigkeit. Was meinen Sie damit?

Wir sind ratlos, weil sich die Krisen des 21. Jahrhunderts – Klimawandel, Vermüllung des Planeten, verbrannte Erde, abgeholzte Regenwälder – zu einem immer größeren Berg vor uns aufhäufen. Also verharren wir in Schockstarre, weil wir Angst vor Veränderung haben. Dabei müssen wir die Menschenfreundlichkeit der Erde sichern. Ich empfehle, sich der Vergangenheit zuzuwenden, um die Zukunft besser in den Blick nehmen zu können. Dann nämlich erkennt man: Der Mythos von der Alternativlosigkeit des fossilen Kapitalismus ist nicht haltbar.

Nun überrascht es, dass Sie auf der Suche nach Maßnahmen für ein besseres Leben im Mittelalter fündig werden. In der Regel schaut man eher wenige Jahrhunderte in die Vergangenheit.

Wir sind im Denken der letzten hundert bis zweihundert Jahre verhaftet. Entscheidend sind dabei die zum Glaubensbekenntnis gewordenen Konzepte der sogenannten Moderne: Aufstieg, Wohlstand, Wachstum. Diese Moderne ist in die Jahre gekommen, sodass sich ihre Probleme nicht mehr mit Programmen lösen lassen, die im neunzehnten Jahrhundert wurzeln. Wir können uns nicht vorstellen, ein ganz anderes Leben zu führen, das aber trotzdem gut ist. Das Mittelalter zeigt: Einen Versuch ist es wert.

Wann begannen die Menschen überhaupt, in den Kategorien „Gemeinnützigkeit“ und „Nachhaltigkeit“ zu denken?

Tricky question. Ich würde behaupten, dass Gemeinsinn zutiefst menschlich ist. Man denke an die Forschung des Anthropologen Michael Tomasello, die zeigt, wie kooperationsbereit auch Primaten oft handeln. Der Mensch hat dem Schimpansen allerdings voraus, dass er Absichten teilen und kurzfristige Pläne zurückstellen kann, um langfristige Ziele zu erreichen. Nachhaltigkeit wiederum war im Mittelalter kein Spaß, sondern notwendig zum Erhalt der Lebensgrundlagen. Am Bodensee etwa wurde so gefischt, dass von Ausbeutung keine Rede sein konnte.

Nicht zu vergessen der Wald.

Man denkt, Nachhaltigkeit sei eine Erfindung des frühen achtzehnten Jahrhunderts, aber es gab sie schon viel früher. Die Pfälzer Haingeraiden waren eine mittelalterliche Waldgenossenschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Bewirtschaftung des Forsts zu organisieren. Die Nutzung war genau reguliert: Welches Dorf darf wann wie viel Holz aus dem Wald holen? Alle Bestimmungen wurden bei regelmäßig abgehaltenen Zusammenkünften besprochen – und an die Umstände angepasst. Gab es viel Holz, durfte man mehr Bäume fällen.

Im Jahr 2006 ging der Friedensnobelpreis an Muhammad Yunus für die Erfindung des Mikrokredits. Dabei gab es die auch schon längst.

Entstanden sind die Mikrokredite in den italienischen Boomtowns des Mittelalters, also dort, wo die Wirtschaft florierte. Den Anfang machte Perugia im Jahr 1462. Die Initiative ging von den Stadträten aus. Ziel war es, die Verlierer der ökonomischen Blüte aufzufangen. Was machte etwa ein Schuster, der eine Familie ernähren musste, dessen Werkstatt aber eine Weile nicht gut lief? Er brachte seinen Wintermantel zur Bank und bekam dafür einen Kredit, von dem er sich sein Leder kaufen konnte. Sobald er wieder ausreichend Geld verdient hatte, ging er abermals zur Bank, um den Mantel wieder auszulösen. Es gibt Rechnungsbücher dieser sogenannten Monti di Pietà, in denen sich nachlesen lässt, was die Leute als Pfand benutzten,



Altbewährtes für heute: Im schwäbischen Meßkirch arbeiten Zimmerleute mit gut abgelagertem Holz und traditionellen Techniken an einer mittelalterlichen Klosterstadt Foto dpa

Veränderungen ängstigen uns

Mikrokredite, Gemeinnützigkeit, Recycling: Viele Lösungen aktueller Probleme gehörten für die Menschen im Mittelalter zum Alltag. Die Historikerin Annette Kehnel erläutert, warum die Moderne in die Jahre gekommen ist und wie ein gutes Leben aussehen könnte.



Sucht in der Vormoderne Lösungen für die Zukunft: Annette Kehnel

Foto Frank Post

darunter findet sich im Grunde alles von Möbeln bis Socken. Im Übrigen wurde die Rückzahlung nicht immer vollständig eingefordert.

Auch Frauen-WGs kommen in Ihrer Darstellung vor.

Im späten dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sind in wirtschaftlich erfolgreichen Zentren Flanderns sogenannte Beginenhäuser entstanden. Das waren urbane Viertel, in denen Frauen in ganz unterschiedlicher Art und Weise zusammenlebten. Manche bauten Unterkünfte nur für sich selbst, andere wohnten gemeinschaftlich, und alle gingen irgendeiner Arbeit nach. Was mich daran fasziniert, ist die Vielfalt der Lebensformen, die dort möglich war. Für Historiker ist das recht schwer zu fassen. Wir wollen Dinge ja gerne in Schablonen pressen. Die Frauen-WGs waren ein durchaus modernes Lebenskonzept.

Sie berichten darüber hinaus von Bettelorden und einer klösterlichen Kultur des

Teilens. Welche Rolle spielte die Religion für das bewusste Leben und die Nachhaltigkeit im Mittelalter?

Es gibt Problemzonen in unserer menschlichen Grundausstattung, die man im Mittelalter „Todsünden“ nannte, zum Beispiel Habgier oder Neid. Das sind, kurz gesagt, heikle Anlagen, die die Gemeinschaft zerstören können. Gesellschaften entwickeln in der Regel kulturelle Systeme, um diese Problemzonen einzudämmen oder im sozial verträglichen Maß zu halten. Diese Systeme nennen wir heute oft Religion. So gesehen ist Religion mehr als das, was wir in der Moderne gerne hinter uns lassen wollten. In dem, was wir als religiöses Wissen bezeichnen, sind Sicherungen gegen Selbstzerstörung eingebaut.

Heute gibt es immer mehr Reparaturwerkstätten, in denen technische Geräte, die den Geist aufgegeben haben, wieder in Ordnung gebracht werden. Das ist ebenfalls nicht neu.

Der Ökonom Karl Bücher hat 1914 ermittelt, dass es im mittelalterlichen Frankfurt ungefähr tausendfünfhundert Berufe gab. Ein beträchtlicher Teil davon waren Reparaturberufe. Außerdem waren viele Frauen unter den Berufstätigen. Warum haben wir das vergessen? Weil die Wirtschaftsgeschichte sich zunehmend auf die Bereiche Produktion und Konsum konzentriert hat. Modelle der Kreislaufwirtschaft sind der Forschung irgendwann einfach unterm Radar geblieben.

Dabei ist Baustoff-Recycling jetzt, da uns etwa der Sand ausgeht, eine große Sache.

Im Mittelalter wurden Materialien aus der Antike ständig wiederverwendet, das war selbstverständlich. Die Wissenschaft hat diesem Sachverhalt das Label „Spolienforschung“ verpasst. Das Lateinische „spoliare“ heißt „Beutestücke“, womit Assoziationen zu Raubkunst geweckt wären. Diese Form der Annäherung ans Thema hat den Blick darauf gestellt,

dass hier systematisch Baustoff-Recycling betrieben wurde.

Gibt es heute noch erhaltene Werke dieser Wiederverwertung?

Der Thron Karls des Großen in Aachen ist ein gutes Beispiel dafür. Seine Rückenlehne besteht wahrscheinlich aus Bodenplatten eines antiken Badezimmers. Jüngste Forschungen haben sogar gemeint zeigen zu können, es handle sich um Bodenplatten aus einem antiken Spielsalon. Einen Anhaltspunkt bietet ein eingeritztes Mühlespiel.

Was entgegnen Sie jemandem, der Ihnen sagt, das sei ja alles schön und gut mit dem Recycling und der Nachhaltigkeit, aber im Mittelalter habe es auch weniger Menschen auf der Erde gegeben?

Das ist ein zentraler Punkt. Damals war die Erde leer, heute ist sie voll. Unser Handeln hat nun globale Folgen, die es so in der Vormoderne nicht gab. Ich würde jedoch darauf hinweisen, dass wir inzwischen eine volle Erde haben, weil wir einen Teil der Regeln, die uns zum Maßhalten zwingen, vergaßen. Für die Erfindung des Stickstoffs und des Kunstdüngers haben Fritz Haber und Carl Bosch vor hundert Jahren den Nobelpreis bekommen. Damit haben die beiden allerdings die Böden unseres Planeten in einer bislang ungekannten Weise verändert. Ohne Kunstdünger wäre die Weltbevölkerung heute deutlich kleiner. Wir kämpfen im 21. Jahrhundert mit solchen Nebenwirkungen von Wachstum um jeden Preis. Im Mittelalter war Nachhaltigkeit nicht einfach „nice to have“, sondern eine Überlebensstrategie. So gesehen schult der Blick in die Vormoderne unseren Möglichkeitsinn.

Annette Kehnel ist Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Mannheim. Im Blessing Verlag hat sie das Buch „Wir konnten auch anders. Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit“ veröffentlicht.

Die Fragen stellte **Kai Spanke**.

Historische Medizin

Zum Tod von Wolfgang U. Eckart

Die gegenwärtige Pandemie hat deutlich gemacht, dass Medizingeschichte mehr als nur eine antiquarische Betätigung ist, die einzig den steten Fortschritt der Medizin nachzeichnet. Neben der „antiquarischen Art“, die Vergangenheit zu betrachten, ist eine weitere Zugangsweise notwendig, nämlich eine kritische Geschichtsschreibung. Die kritische Historie, so bereits Friedrich Nietzsche, sei dazu da, Fehlentwicklungen der Vergangenheit zu erkennen und zu überwinden. Der Heidelberger Medizinhistoriker Wolfgang U. Eckart, zu dessen Münsteraner akademischen Lehrern Karl Eduard Rothschild und Richard Toellner zählen, hätte dieser Ansicht zwar zugestimmt, aber sich keinesfalls als Nietzscheaner bezeichnet. Er sah sich eher als ein „Linker“, ohne dabei in den Dogmatismus zu verfallen, den er in seiner Studentenzeit als engagiertes Mitglied im Sozialistischen Hochschulbund und im MSB Spartakus zwar nicht selber verfochten, aber als abschreckendes Beispiel immer wieder erfahren hat. Sein Denken und Handeln waren geprägt durch ein soziales Gewissen, ein Gespür für Ungerechtigkeit und den unbedingten Willen, die Gesellschaft menschlicher zu gestalten. Um Stellung zu beziehen, nutzte er in den letzten Jahren auch die sozialen Medien. In seiner Generation war er vermutlich der einzige Medizinhistoriker mit einem Twitter-Account, auf dem er nicht nur gesundheitspolitische Entwicklungen kommentierte, sondern auch das Weltgeschehen kritisch verfolgte. Erst jüngst stellte er den Lesern, die ihm auf Twitter folgten, die Frage: „Wann endlich wird die Migration nach Europa humanisiert? Eine Lösung ist dramatisch überfällig.“



Wolfgang Eckart, 1952-2021 Foto privat

Wolfgang U. Eckart ist am 16. August im Alter von 69 Jahren einem langen Leiden erlegen, das ihm jedoch nicht den Lebensmut raubte, sondern im Gegenteil seiner bis dahin schon beeindruckenden Schaffenskraft einen weiteren Schub gab. In der Tat hat der Heidelberger Medizinhistoriker, der 1992 Lehrstuhlnachfolger von Heinrich Schipperges wurde, wie kaum ein zweiter das Fach Medizingeschichte in den letzten Jahrzehnten geprägt. Von ihm stammen die wichtigsten Lehrbücher. Seine nicht nur bei Studenten populäre „Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin“, liegt in 8. Auflage vor. Noch kurz vor seinem Tod hat er eine Neuauflage für den Druck vorbereitet. Dieses Standardwerk demonstriert, wie Medizinethik durch eine historische Tiefenschärfe an Substanz gewinnen kann. Gegen Versuche der Vereinnahmung einer historischen Disziplin durch die Medizinethik hat er sich nach Kräften gestemmt. So hat es ihm mit Genugtuung erfüllt, dass sein Lehrstuhl nicht in eine Professur mit Schwerpunkt Ethik umgewandelt wurde. Maßstäbe hat er auch mit der von ihm mitverfassten Einführung in die Methodik der Medizingeschichte gesetzt. Wer mit ihm zusammengearbeitet hat, den beeindruckte sein umfangreiches medizinhistorisches Wissen, aber auch seine Uneitelkeit und seine außergewöhnliche Kollegialität.

Über beide Standardwerke hinaus verfasste er mehr als ein Dutzend Bücher zu den unterschiedlichsten medizinhistorischen Themen, die von der großen Bandbreite seiner Forschungsinteressen zeugen: von der byzantinischen Medizin über die Heilkunst im Barockzeitalter bis zur medizinhistorischen Zeitgeschichte. Vor allem der Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, dem Ersten Weltkrieg, widmete er zwei vielbeachtete Bücher. Für seine Verdienste um die Medizingeschichte wurde er 2016 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Die Medizingeschichte in Deutschland verliert mit ihm einen der ganz großen Gelehrten.

ROBERT JÜTTE

Beethovens Landung in unserem Jahrhundert

Überforderung ist in dieses Werk einkomponiert: Riccardo Muti dirigiert in Salzburg erstmals Beethovens „Missa solemnis“

Gäbe es keine Kriege, müsste man um Frieden nicht bitten. Das „Dona nobis pacem“ am Schluss der katholischen Messliturgie setzt die Erfahrung von Feindschaft und Zerstörung voraus. Mit ihren Messvertonungen quer durch die Jahrhunderte sind die Komponisten zu Wortführern dieser Friedenssehnsucht geworden. Aber auch im weltlichen Gegenpart haben sie eine unerschöpfliche musikalische Inspirationsquelle gefunden, im barocken Schlachtengetümmel



über Siegesfeiern bis hin zur dezidierten Antikriegsmusik im zwanzigsten Jahrhundert. „Pax“ – Friede – hieß daher das Motto der „Ouverture spirituelle“ der diesjährigen Salzburger Festspiele, beginnend mit Arnold Schönbergs noch vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Chorwerk „Friede auf Erden“ bis zu Klaus Hubers „Quod est Pax?“ von 2007.

Die gewaltigste und zugleich geheimnisvollste Bitte um Frieden blieb allerdings dem Hauptprogramm vorbehalten: Ludwig van Beethovens „Missa solemnis“. Und dies gleich in zweifacher Hin-

sicht, denn die Aufführung mit den Wiener Philharmonikern, der Konzertvereinigung Wiener Staatsopernchor und den gut aufeinander abgestimmten Solisten Rosa Feola (Sopran), Alisa Kolosova (Alt), Dmitry Korchak (Tenor) und Ildar Abdrazakov (Bass) war auch ein Geburtstagsgeschenk für den Dirigenten Riccardo Muti. Im Juli wurde er achtzig Jahre alt, und seit fünfzig Jahren, also der Hälfte der hundertjährigen Festivalgeschichte, ist er ein Fixstern am Salzburger Musikhimmel. Warum er die „Missa solemnis“ nicht schon früher aufgeführt hat, resultiert aus seiner über großen Ehrfurcht, gesteht Muti im Programmheft.

Für ihn gleicht Beethovens Messe der Sixtinischen Kapelle in Rom, bei der sich der Maler Michelangelo ebenso über alle Vorgaben seines Auftraggebers und technische Bedingungen hinwegsetzte wie Beethoven mit einer Kirchenkomposition von annähernd neunzig Minuten Dauer für seinen Mäzen Erzherzog Rudolph von Österreich – fern jeder Überlegung zu ihrer liturgischen Verwendbarkeit. Ein Werk, das „Glaubenswahrheiten“ über jede Konvention hinaus in geistige Ekstase und Monumentalität überführt („Gloria“ und „Credo“) und andererseits die Rätsel christlicher Erlösungsmystik zu erkunden versucht: im „Benedictus“, bei dem man sich unwillkürlich fragte: Wo



Riccardo Muti dirigiert Foto Marco Borrelli

sind wir? Ein Sturz vom höchsten Chorsopran in die tiefen Streicher und Holzbläser des Orchesters markierte die Wandlung in eine andere Existenzform. Die Musik blieb suchend stehen, bis sich die Sologeige von Konzertmeister Rainer Honeck aus der leisen, dunklen Statik erhob und einen überirdischen Gesang anstimmte, der wie der langsame Satz eines Violinkonzerts anmutete, begleitet von sanften Pizzikati, Tontropfen von Klarinette und Fagott sowie leisen Stimmen von Chor und Solisten: „hochgeblot sei, der da kommt“.

Tanzend war er im „Credo“ auferstanden, mit weltumfassendem Posaunenschall zur Rechten Gottes aufgeföhren und von dort einen Freudentaumel auslösend, der allmählich alle Mitwirkenden mit sich riss und noch ein Nachspiel für das letzte Amen brauchte. Überforderung ist der „Missa“ einkomponiert, und die hörbare vokale Strapaziertheit des hoch achtbaren Opernchors, der sonst ganz andere Aufgaben hat, gehört zur Expressivität des Stücks.

Für die Vermittlung von Extremen ist Muti ein Meister, so, wie wir es auch aus seinen Aufführungen von Verdis „Requiem“ kennen: Monumentalität, wo es kompositorisch gewollt ist, und höchste Verinnerlichung lösen einander im dichten Wechsel ab. Dazu die kantable Auf-

lichtung in kontrapunktischen Verschlingungen, wobei Sopran und Tenor belcantistischen Glanz verströmten.

Für fast jede Textzeile findet Beethoven eine eigene musikalische Ausdeutung, ringt Orchester und Sängern gleichermaßen seine extreme Dynamik ab, wechselt ständig die Kombination von Orchester-, Chor- und Solistenstimmen, springt vom Drama ins Gebet, knallt kurze Einwürfe von Hörnern, Trompeten oder imperialen Pauken ins Geschehen, unterbricht immer wieder den Verlauf und lässt ihn im Nachhall anhalten, baut die verrücktesten Chorfiguren und überzieht das Ganze noch mit einer Harmonik, die einem oft den Boden unter den Füßen wegzieht und bei Muti ein geistiges Eigenleben führte.

Eine letzte Steigerung aller Mittel war das „Agnus Dei“. Hier landet Beethoven mitten im 21. Jahrhundert, wenn er seine Bitte um „innern und äußern Frieden“ mit Schreckensvisionen durchschießt, Krieg und Frieden also nicht mehr gattungsmäßig trennt, sondern verdeutlicht, wie hart er kämpft. „Pax“ ist. Hörner und Trompeten signalisierten wie im „Fidelio“ die Ankunft eines Gewaltherrschers, das Tremolo der Streicher verbreitete Angst, während der Chor an seinem sanften „pacem, pacem“ festhielt. Jubel für Muti – und Beethoven.

LOTTE THALER